

(Nachdruck verboten.)

Der Roman einer Verschwörung.

10

Von A. Ranc.

In's Deutsche übertragen von Marie Kunert.

Sie las ihn wirklich noch einmal, lächelnd und mit feuchtem Auge. Dann ließ sie den Kopf auf das Kissen zurücksinken und träumte. Ihr müder Körper streckte sich, ohne daß sie daran dachte, in anmutiger Haltung aus, und ihre großen, von tiefen, dunklen Rändern umgebenen Augen blickten ins Leere, Juliette, die sonst häßlich war, sah so reizend aus. Man hätte sie für ein junges Mädchen gehalten. Ihre dichten, halb gelösten Haare umrahmten ihr das Gesicht; sie wahr nicht mehr entwickelt als ein siebzehnjähriges Mädchen; selbst die Arme waren schwächlich; aber die fernige Weiße der Haut, die Festigkeit des Fleisches offenbarten die außerordentliche Lebenskraft Juliette's. Sie wurde plötzlich durch ein eigenthümliches Klopfen an ihrer Thür, das ihr bekannt erschien, aus ihren Träumen aufgeschreckt. Dasjenige ihrer beiden Zimmer, in welchem sie schlief, ging nach dem Boulevard du Grand-Ceaf hinaus. Sie rührte sich zuerst nicht. Nach Verlauf einiger Sekunden wurde ein zweites Mal auf dieselbe Art geklopft. Sie stand auf und lief nach der Thür, um den Riegel zurückzuschieben.

„Warten Sie einen Augenblick“, sagte sie. Dann lief sie auf das Bett zu, dessen Decken sie sorgfältig bis zu den Armen hinaufzog.

„Gut“, rief sie, „treten Sie jetzt ein.“

Der Eintretende war ein junger Mann von etwa zwanzig Jahren, der mit Pierre Rochereuil eine große Familienähnlichkeit hatte: dasselbe blaue Auge, dieselbe breite, intelligente Stirn, dasselbe Lächeln. Sein Gesicht drückte gleichzeitig Entschlossenheit und Schüchternheit aus.

„Guten Tag, Fernande“, sagte er, etwas verlegen auf das Bett zugehend.

„Guten Tag, Louis. Wie, Sie kommen zu dieser Stunde zu mir?“

„Ja, Fernande, ich komme . . .“

„Ach, ich bitte, lassen Sie doch den Namen Fernande; Sie wissen wohl, daß es mir schrecklich mißfällt, wenn man mich so nennt. Ich heiße Juliette. . .“

„Aber, mein Bruder . . .“

„Ihrem Bruder wage ich nichts zu sagen; aber das ist kein Grund für Sie, ihn nachzuahmen. Vor Ihnen habe ich keine Furcht, Louis. Uebrigens wollen Sie mich nicht kränken, während Ihr Bruder mich mit Aussicht Fernande nennt, um mich zu betrüben. Ihr Bruder ist grausam, Louis.“

„Sie sind ungerecht, Juliette.“

„Ach Sie sind nett. Juliette ist doch nicht schwieriger auszusprechen als Fernande“, sagte sie, indem sie sich lässig zu Louis Rochereuil neigte. „Ich bin nicht ungerecht, aber Ihr Bruder ist nicht mehr gut zu mir. Seit er in der „Heim-suchung“ ist, hat er nicht ein einziges Mal an mich geschrieben. Ich dagegen werde nicht müde. Da ist wieder ein Brief. Sie werden ihm den Brief heute aushändigen lassen, nicht wahr, Louis?“

„Gewiß, aber Sie haben unrecht, ihm böse zu sein; er ist so beschäftigt.“

„O, so beschäftigt! Ich wette, daß er Zeit findet, an Madame de Puygareau zu schreiben?“

„Sie sind toll, Juliette.“

„O ja, toll. Freilich hat er sie nicht geliebt und liebt sie vielleicht jetzt noch nicht, seine schöne Madame de Puygareau! Sie ist nicht einmal jung! Sie ist wenigstens drei Jahre älter als er!“

„Werden Sie etwa eifersüchtig, Juliette?“

Juliette erblaßte und antwortete nicht.

„Ich bin noch niemals zu Ihnen gekommen“, begann Louis Rochereuil von neuem, den Gegenstand der Unterhaltung wechselnd. „Nicht wahr, Sie haben ein Zimmer, das nach den Gärten der „Heim-suchung“ hinausgeht?“

„Ja“, antwortete Juliette, „öffnen Sie diese Thür, am Ende des Korridors können Sie es sehen.“

Louis Rochereuil ging wirklich dorthin, und als er

zurückkam, sagte er zu Juliette, die ihn mit Neugier betrachtete:

„Wird die Thür, die sich nach dem Garten zu öffnet, jede Nacht geschlossen?“

„Ja.“

„Aber Sie haben einen Schlüssel dazu?“

„Ja.“

„Wollen Sie ihn mir geben, ebenso den Schlüssel zu dem Zimmer? Sie können sagen, daß Sie die Schlüssel verloren haben und sich andere machen lassen.“

„Wie, der Gartenschlüssel und meinen Zimmerschlüssel, Louis?“ fragte sie, ihn mit sonderbarer Miene ansehend.

Jetzt erröthete Louis Rochereuil gerade so wie Juliette vorher erblaßt war. Er zuckte die Achseln und antwortete:

„Sie können sich doch denken, daß Pierre dahinter steckt, wenn ich Sie um die Schlüssel bitte.“

„Will er fliehen, will er sich hier verbergen?“ fragte Juliette, die Decken heftig zurückschiebend und sich im Bette aufrichtend.

„Sie verlieren den Kopf, Fernande; es giebt wohl keinen sichereren Ort als Ihr Zimmer, wenn Pierre flieht. Es würde nicht zwei Tage dauern, bis die Polizei eine Haus-suchung vornimmt; aber es handelt sich um keine Flucht. Man braucht Ihr Zimmer und Ihre Schlüssel für eine oder zwei Stunden. Am Morgen werden Sie benachrichtigt, denn es wird wahrscheinlich nöthig sein, daß Sie an dem Tage abwesend sind.“

„Ach, ich brauche die Leute, die kommen, nicht zu sehen? Hat Pierre kein Vertrauen zu mir?“

„O, Sie sind unausstehlich! Pierre hat alles Vertrauen zu Ihnen, aber bei denen, die Sie nicht kennen, kann es doch nicht ohne Weiteres der Fall sein. Machen Sie es wie ich, Juliette; ich trachte niemals mehr zu wissen, als man mir sagt.“

„Weil Sie keine Frau sind, Louis. Nehmen Sie die Schlüssel. Sie liegen auf dem Kamin. Gut. Jetzt, Louis, sehen Sie mir in die Augen! Pierre wird sich in keine neue Gefahr stürzen?“

„Aber nein, nein. Es ist ganz ruhig in der „Heim-suchung“. Das Schlimmste, was ihm passieren kann, ist, noch einige Monate dort bleiben zu müssen.“

„Damit Sie es wissen, ich lasse ihm Nachrichten zukommen in meinem Briefe; vergessen Sie nicht, ihm denselben heute zu geben. Die Stadt ist voll von Polizei. Gestern ist ein Agent hierher gekommen, der mir gesagt hat, daß er von dem Generalpolizeiminister geschickt wäre und ich glaube, einem anderen in der Rue de la Mairie begegnet zu sein.“

„Deshalb beunruhigen Sie sich nicht, Juliette. Ich werde seit drei oder vier Tagen auch überwacht. Heute Morgen wurde ich bis zu Ihrer Thür verfolgt. Halt! sagte er, sich dem Fenster nähernd, ich sehe meinen Vorfchen da zwischen den Mauern, die den Arbeiten beim Austrocknen des Sumpfes zusehen. Er wartet auf mich. Haben Sie indeß keinerlei Unruhe. Ich wiederhole es Ihnen: Je mehr die Polizei sich mit Ihnen und mir beschäftigt, desto besser.“

„O, ich begreife, wir leiten sie auf eine falsche Spur.“

„Ganz recht. Aber erzählen Sie mir genau alles, was Ihnen gestern begegnet ist. Ich bin sicher, daß Sie in dem Briefe an meinen Bruder von ganz anderen Dingen sprechen.“

„Louis, Sie werden böshast; Sie verdienen, daß ich Ihnen gar nichts sage. Nun, nun, machen Sie nur nicht Ihr ernstes Gesicht. So werden Sie ihrem abscheulichen Bruder ähnlich, und ich bekomme dann Lust, Sie zu umarmen. Runzeln Sie nicht die Brauen! Ich werde ganz ernsthaft sein.“

Und Juliette erzählte ihm Punkt für Punkt ihre lange Unterredung mit dem Untersuchungsrichter Draut und ihre kurze Unterhaltung mit Degrange, dessen Namen sie nicht kannte. Sie vergaß auch den alten Herrn mit dem zimmetbraunen Beinkleid nicht und das Rendezvous, das für heute Mittag 12 Uhr in der St. Hilariuskirche angesetzt war.

Louis Rochereuil schien dem letzten Umstand einige Bedeutung beizumessen. Er ließ sich den alten Herrn zweimal beschreiben.

„Sie sind gewiß“, sagte er, „ihn niemals früher gesehen zu haben?“

„Niemals.“

„Sie würden darauf schwören, daß er nicht aus Poitiers ist?“

„Ich würde darauf schwören.“

„Was haben Sie darauf gethan?“

„Ich habe Ihren großen, häßlichen Guitarrspieler aufgefucht, wie für solche Fälle verabredet war, wenn mir etwas Unerwartetes passiert. Ich habe ihn auf der Place d'Armes gefunden und ihm eine Decime gegeben. Am Abend hat er, bevor er in seine Herberge ging, vor meinem Hause gespielt. Ich habe ihm ein Fünfundzwanzigstück in ein Papier gewickelt hinunter geworfen, auf dem ich Stunde und Ort der Zusammenkunft, die mir der alte Herr angegeben hat, aufschrieb.“

„Das ist gut, Juliette, das genügt.“

„O, er ist häßlich mit seinem wirren Kopf und dem großen Bart, der dreiviertel des Gesichts bedeckt. Warum rasirt er sich nicht! Sagen Sie mir, Louis, ist Ihr Bruder dieses Mannes auch ganz sicher?“

Louis Rochereuil lächelte ohne zu antworten.

„Adieu, Juliette,“ sagte er, „es ist elf Uhr vorbei. Viel Glück und seien Sie vorsichtig! Mein Bruder wird Ihren Brief heute noch haben.“ Und schnell ging er hinaus.

Juliette sah ihn lächelnd nach. Dann kleidete sie sich an, nahm ein Gebetbuch und ging fort. Sie stieg den Boulevard bis zur Höhe von St. Hilarius hinan und betrat die Kirche in dem Augenblick, als das dritte Läuten zur Messe ertönte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schallwirkung auf dem Meere.*)

Wer bei nebligem Wetter eine Seereise gemacht, hat den durchdringenden Klang der Dampfpeife gehört und den wiederholten Gilschrei der Sirene eines beladenen Dampfers vernommen. Und wie abwechselnd, trübselig, niederdrückend diese Töne auch geklungen haben mögen, wir haben sie in Ruhe über uns ergehen lassen, da wir wohl wußten, daß die Dampfpeife und die Sirene zwar nicht das Vergnügen, aber die Sicherheit der Reise erhöhen. Die wissenschaftliche Forschung hat nun in letzter Zeit unsern Glauben an die Wirksamkeit dieser Warnungssignale wesentlich erschüttert. Es ist nämlich festgestellt worden, daß die Fortpflanzung des Schalles durch das Medium des Nebels nicht ganz den bekannten Gesetzen der Schallbewegung folgt.

Bisher nahm man an, daß ein Nebelsignal, das einmal erklingen ist, an jedem Punkte des Hörbereiches vernommen werden könne, und zwar mit einer Schallstärke, welche nach dem bekannten Gesetz der umgekehrten Quadrate mit der Entfernung abnimmt.

Aber so überraschend es auch sein mag, es kann keinem Zweifel länger unterliegen, daß dieses allgemein erkannte Gesetz aus irgend einem vorläufig unbekanntem Grunde bei Nebelsignalen, welche auf der See gehört werden sollen, keine Geltung hat.

Es dürfte noch erinnerlich sein, daß im August vorigen Jahres im Englischen Kanal ein Zusammenstoß zwischen dem englischen Schiff „Seaford“ und dem französischen Schiff „Lyon“ stattfand, dem zufolge der „Seaford“ unterging. Der Zusammenstoß geschah auf folgende Weise.

Als der „Seaford“ ungefähr noch fünf oder sechs englische Meilen von dem Schauplatze der Katastrophe entfernt war, kam eine Nebelbank in Sicht. Bald nachher trat der „Seaford“ in die Nebelbank, und das Nebelsignal eines herannahenden Dampfschiffes wurde vernommen. Das Signal klang schwach und gedämpft. Eine Minute später ertönte ein zweites Nebelsignal, aber diesmal bei weitem lauter, und nach einer weiteren Minute sah man bereits das Schiff „Lyon“ den Nebel durchschneiden. Man muß festhalten, daß zwischen dem ersten äußerst schwachen und dem zweiten laut vernehmbaren Signal nur ein ganz kurzes Zeitintervall lag, und daß das Schiff demgemäß inzwischen nur eine ganz kurze Strecke hatte zurücklegen können. Man weiß ferner, daß auch der „Seaford“ seine Peife ertönen ließ. Ueber die Vorgänge an Bord des „Lyon“ liegen leider nicht so authentische Berichte vor, wie sie uns in bezug auf die Geschehnisse an Bord des „Seaford“ von Seite des berühmten amerikanischen Seerechtslehrers Mr. Lewis zur Verfügung stehen. Es ist jedoch mit Sicherheit festgestellt worden, daß der Unterschied zwischen der Intensität des ersten und des kurz darauf folgenden zweiten Signals für die an Bord des „Seaford“ befindlichen Personen sich als ein ganz gewaltiger darstellte.

Diese Beobachtungen gelangten in Amerika zu sehr lebhafter Diskussion. Leider wurde das Urtheil des erfahrensten Experten (welches dahin ging, daß der Klang der Nebelsignale zur See dem Gesetze der umgekehrten Quadrate nicht folgt), aus Scheu vor der

wissenschaftlichen Häresie durch andere Experten lächerlich gemacht, welche vielleicht hierbei ihre eigene Erfahrung Lügen strafen. Das große Publikum aber nahm diese Mittheilungen mit jener Ungläubigkeit auf, welche seit jeher überraschenden und bedeutsamen Entdeckungen zunächst entgegengebracht wird.

Diese eigenthümliche Abweichung von dem allgemeinen Gesetz ist zunächst in Fällen beobachtet worden, wo die Nebelsignale von Küstenstationen ausgingen. Nachher stellte man fest, daß die Abweichung in erster Linie wahrgenommen werden kann, wenn die signalgebende Station sich auf einem Felsen befindet, der gegen zwanzig Meilen außerhalb der See gelegen ist. Der Zusammenstoß zwischen dem „Seaford“ und dem „Lyon“ scheint nun, soweit ich über denselben informirt bin, zu zeigen, daß eben dasselbe merkwürdige Ausnahmegesetz, welche das allgemeine Gesetz von der Schallbewegung durchbricht, auch für den Fall gilt, wenn ein Schiff auf hoher See im Nebel einem zweiten sich nähert.

Die wichtigsten Versuche, diese interessante Erscheinung zu ergründen, wurden bis jetzt an der Küste von Deutschland und von New-England unternommen. Es ist jedoch nicht daran zu zweifeln, daß angesichts der merkwürdigen Resultate, die an den Mündungen der Elbe und Weser, sowie an den nordöstlichen Gestaden von Nordamerika erzielt worden sind, auch die Engländer nicht länger zögern werden, ähnliche Experimente vorzunehmen. Betrachten wir einmal folgende Thatsache, welche durch die Erfahrung sämmtlicher Steuerleute an der deutschen Küste erhärtet ist. Die Raketen, welche auf der Insel Helgoland abgefeuert werden, sind zuweilen auf eine Entfernung von 20 Meilen zu hören. Aber wenn sich das Schiff der Küste Helgolands nähert, so nimmt der Schall zunächst an Intensität zu, wird aber nach einer Weile gänzlich unhörbar, um dann wieder, wenn das Schiff ganz nahe an die Küste herangekommen ist, mächtig anzuschwellen. Genau dieselbe merkwürdige Beobachtung wurde bei dem Nebelhorn des Leuchthurmes an der Wesermündung gemacht; nur daß hier noch eine zweite, nicht minder seltsame und ebenso unerklärliche Erscheinung hinzutritt. Wenn der Klang des Nebelhorns zum ersten Male auf einem herannahenden Schiffe gehört wird, so scheint er von einer ganz andern Richtung auszugehen, als in welcher er später allmählig verhallt.

Aus den zahlreichen bisher angestellten Versuchen in dieser Beziehung führe ich im folgenden nur einen an. Ein Schiff steuerte in einer Entfernung von $4\frac{1}{2}$ Seemeilen in gleichförmigem Tempo durch einen Nebel gegen den Leuchthurm hin. Der Klang der Leuchthurn-Sirene war anfangs in einer Entfernung von $\frac{2}{3}$ Seemeilen nur ganz leise hörbar; als das Schiff dem Leuchthurm um $\frac{1}{4}$ Meile näher kam, nahm plötzlich der Schall an Kraft zu, und diese Intensität blieb durch eine weitere Viertelmeile stetig. Dann, je näher das Schiff kam, begann die Intensität immer mehr abzunehmen, so daß die Sirene in einer Entfernung von $1\frac{1}{2}$ Meilen vom Leuchthurm gar nicht mehr gehört wurde. Dann wurde sie auf einmal wieder so kräftig gehört, als wenn der Leuchthurm nur zwei Stabellängen entfernt gewesen wäre. In einer Entfernung von einer halben Meile verschwand der Ton abermals vollständig, um in einer Distanz von einer Viertelmeile wieder aufzutreten, worauf er bis zum Ende der Fahrt gleichförmig an Kraft zunahm. Das Experiment wurde sowohl bei der Annäherung des Schiffes, als auch bei seiner Entfernung vom Leuchthurm wiederholt; jedesmal mit demselben Ergebnis.

Diese Versuche scheinen geeignet, die Ursachen des eingangs erwähnten Zusammenstoßes zwischen dem „Seaford“ und dem „Lyon“ in ein neues Licht zu rücken. Bei der Entfernung von einer halben Meile verschwand der Ton vollständig; eine Viertelmeile näher erschien er mit bedeutender Intensität wieder. Der Zusammenhang wird klar, wenn man sich des leisen, kaum vernehmbaren Klanges erinnert, der zuerst thatsächlich auf dem „Lyon“ gehört wurde und dem eine Minute später ein mächtiger, dröhnender Schall folgte.

Man muß demnach annehmen, daß auf dem Meere ungefähr etwa $1\frac{1}{2}$ Meilen weit von dem Nebelsignalapparat eine Zone besteht, in welcher das Nebelsignal unhörbar wird. Die Breite dieser Zone dürfte, wie aus zahlreichen Experimenten hervorgeht, zwischen 1 bis $1\frac{1}{2}$ Meilen schwanken, deren Durchmessung bei rascher Fahrt eines Dampfers nur einen sehr kurzen Zeitraum in Anspruch nimmt. Ein Punkt von großer praktischer Bedeutung soll hier noch hervorgehoben werden. Aus Beobachtungen, welche besonders von amerikanischen Forschern an der nordamerikanischen Küste angestellt wurden, erhellt nämlich, daß, wenn die Nebelsignalfstation an Küstenfaum gelegen ist, und wenn sich hinter oder neben derselben steile und hohe Klippen befinden, mehrere solcher für den Schall undurchlässiger Zonen sich zu bilden scheinen. Nun ist es wohl nothwendig anzuführen, daß gerade dies die häufigste Lage der Nebelsignalfstationen ist, da naturgemäß Nebelsignalfstationen zumeist an gefährlichen, zerklüfteten und klippenreichen Küsten angelegt zu werden pflegen. Auf einem Schiffe, das sich einer solchen Küste nähert, wird demnach in periodischem Wechsel mehrmals das Nebelsignal gehört, bis der Eintritt des Fahrzeuges in eine undurchlässige Zone den Schall unvernnehmbar macht.

Welche Bedeutung diesen Beobachtungen innewohnt, braucht nicht hervorgehoben zu werden. Im wissenschaftlichen, wie auch im praktischen Interesse wäre es höchst wünschenswerth, wenn über Breite und Zahl dieser abwechselnden Zonen durch sachmännische Autoritäten genauere Untersuchungen angestellt würden. Und zwar sollte die Lösung dieser bedeutsamen Frage auf internationalem

*) Aus der Wiener Wochenschrift „Neue Revue“.

Bege versucht werden. Vielfältige und bei weitem genauere Untersuchungen, als bisher angestellt wurden, scheinen hier erforderlich.

Die Wissenschaft, das muß offen eingestanden werden, vermag vorläufig noch nicht die Natur der geschilderten Erscheinung zu erklären. Wohl ist es nicht unmöglich, daß man es hier mit akustischen Erscheinungen in der Art der bekannten Interferenz-Phänomene des Lichtes zu thun hat, wo das Zusammenwirken gewisser Lichtstrahlen unter bestimmten Umständen völlige Dunkelheit erzeugt.

Doch ist dies nur eine hypothetische Annahme. Es ist Sache der exakten Forschung, volles Licht in das Dunkel dieses interessanten und praktisch so wichtigen Fragenkomplexes zu tragen.

Dr. Edward Aveling (London).

Kleines Feuilleton.

—o— Zettelvertheiler. Sie gehören zu den ständigen Figuren der Großstadtstraße. Wir beachten sie kaum, weil wir an die Reichhaltigkeit des Lebens in unseren Straßen gewöhnt sind; doch der Fremde ist erstaunt, wenn ihm plötzlich ein Stück bedruckten Papiers überreicht wird. Und während wir höchstens einen kurzen Blick auf den Zettel werfen und den Zettel dann zur Erde flattern lassen, liest der Provinzler aufmerksam die geschäftliche Anpreisung, ja, steckt sie wohl gar in die Tasche. Wie nun in der Großstadt ein jedes Viertel sein bestimmtes Aussehen, sein eigenes Straßenpublikum hat, ebenso verschieden sind auch die Zettelvertheiler. Ein Psychologe kann aus dem Inhalt der Zettel mit Leichtigkeit die Art der Gegend und ihrer Bewohner erkennen. Im schillernden Gewimmel der Friedrichstraße steht ein Mann an der Straßenecke; er ist einfach, aber sauber und gut gekleidet. Mit Kennerblick sucht er sich seine Leute aus. Die Damen läßt er ausnahmslos unbehellig passieren. Auch die meisten Herren sagen ihm nicht zu — Arbeiter beachtet er gar nicht. — Aber da kommen junge, elegante Herren an; die Langeweile einer Arbeitslosigkeit, die ihnen der Herr Pava mit seinem Gelde gestattet, liegt in ihrem schmerzlichen Wesen. Mit einer gewissen Würde tritt der Mann auf sie zu und drückt ihnen vertraulich, mit einer Bewegung, die unbedingte Annahme heischt, ein kleines, buntes Kärtchen in die Hand. Auch die Vorübergehenden mit dem verwunderten, neugierigen Blick der Fremden erhalten, ebenso wie der greife, flüchtige gekleidete Bummler der Friedrichstraße, eine solche freundliche Einladung in die Hand gedrückt. Es sind Anpreisungen jener Lokale, die sich abends durch bunte Laternen kenntlich machen. Auf den Kärtchen wird der gemütliche Aufenthalt, die feste Bedienung durch Krabberinnen, Polinnen und Französinen im Kiosk und das Freikonzert der russischen Kapelle gerühmt. Für die „anständigen“ Leute ist der zweite Eingang vom Thur.

Weiter hinaus nach dem Norden, Osten und Süden treten die Zettelvertheiler nicht mit solchem Selbstbewußtsein wie die der Friedrichstraße auf. Ihre schäbige Kleidung verräth, daß sie nicht fest angestellt sind, sondern das Zettelvertheilen als Gelegenheitsdienst mitnehmen. Sie stehen auch nicht den ganzen Tag über an einer bestimmten Stelle, nur stundenweise theilen sie ihre Gaben an jedermann aus, die Kinder jedoch lassen sie unbedacht vorbeiziehen. Schüchtern, fast bittend strecken die meist alten, zehnjährigen Leute die Zettel hin. Es sind keine Einladungen zu Amusements, sondern Geschäftsreklamen, die sie vertheilen. Abzahlungsgeschäfte sind am häufigsten an dieser Stelle betheiligte, die ein guter Werthmesser für die wirtschaftlichen Verhältnisse der Umwohner ist. Die Straßenpassanten lassen selten den Zettelvertheiler umhür die Hand ausstrecken; die jungen Mädchen nehmen ausnahmslos — aus Mitleid — die Gabe entgegen, wenn sie sie auch kurz darauf wieder fortwerfen, wo sie von Kindern gehasht wird, die kein anderes Spielzeug haben.

u. Menschliche Ruhestellung auf einem Bein. Es erscheint uns selbstverständlich, daß wir uns auf beide Füße stellen, wenn wir eine ruhige, bequeme Stellung einnehmen wollen. Denn wenn wir die Last unseres Körpers auf beide Beine gleichmäßig vertheilen, ist natürlich jedes Bein weniger angestrengt, als wenn wir uns in Storchmanier auf einen Fuß stellen, um bequem zu stehen. Dennoch kommt es vor, daß Menschen als bequemste Körperstellung das Stehen auf nur einem Bein ansehen, wobei das andere Bein im Knie gebeugt und gegen das stehende Bein gestützt wird; ja, diese Storchstellung ist sogar sehr verbreitet. Eine ganze Reihe von Ethnographen hat sie in den verschiedensten Theilen von Afrika beobachtet. Professor W. Zoest hat sie bei einem Eingeborenen in Egypten gesehen, in der Nähe der Königsgräber von Theben; der verstorbene Robert Hartmann hat einen Varneger vom weißen Nil in dieser Stellung photographirt; Schweinfurth hat im Herzen Afrikas die Haltung auf einem Bein bei mehreren Völkern konstatiert, und Dr. Hans Meyer, der erste Ersteiger des Kilimandscharo, erklärt sogar, er habe diese auf den ersten Blick so unbecomende erscheinende Stehweise in ganz Afrika allgemein verbreitet gefunden. Aber nicht nur auf diesen einen Erdtheil ist die auffällige Erscheinung beschränkt, sondern Australienreisende, wie Lumholtz, Semon und Zutes, fanden sie auf verschiedenen australischen Inseln und auch in Asien wurde sie von Sarrafin auf Ceylon beobachtet. Es scheint also fast, als handelte es sich hier um eine bei Naturvölkern ganz allgemein verbreitete

Gewohnheit — und wenn wir uns erinnern, wie oft wir selbst, wenn wir auf der Straße, etwa im Gespräch, stehen bleiben, uns auf den Schirm oder Stock lehnen und gelegentlich nur auf einem Fuß stehen, während der andere lässig gegen den ersten gelehnt ist, so müssen wir vielleicht zugeben, daß hier noch ein Erbstück aus jener Zeit vorliegt, da unsere eigenen Vorfahren ein Naturvölk waren.

Theater.

— Gründung einer „Freien Volksbühne“ in Wien. Der Direktor des Burgtheaters, Dr. Max Burdhard, hat sich bereit erklärt, in der demnächst stattfindenden Versammlung zur Gründung des Vereins „Freie Volksbühne“ einen Vortrag über den Entwurf des neuen Theatergesetzes und die Arbeiten der Theatergesetz-Kommission zu halten. Anschließend wird über die Gründung der „Freien Volksbühne“ referirt und beraten werden. — Dieser Burdhard! Na, dem würde man in Berlin das Diebängeln mit den „Freien Volksbühnen“ schon austreiben! —

Musik.

— Was einem Verleger passieren kann. Unter diesem Epithetel schreibt die „N. Fr. Pr.“: Dieser Tage wurde uns als „interessante Neuheit“ ein Band Klavier-Kompositionen zugesendet unter dem Titel: „Ein Studienwerk für Pianoforte, zusammengestellt von Eugen d'Albert.“ Ein so bedeutender Name fordert zu besonderer Beachtung auf. Diese haben wir dem Werke auch angedeihen lassen — wollen. Das Hinderniß, an dem sich unser guter Wille stieß, war gleich das zweite Titelblatt, das uns eine auffallende Ähnlichkeit mit einem uns wohlbekannten pädagogischen Kompilationswerke zu haben schien. Richtig! Genau dieselben Komponisten, genau die gleichen Studien derselben, nur in anderer Ordnung abgedruckt, sonst aber ohne Aenderung irgend eines Fingersahes oder irgend einer Bezeichnung, ohne Spur einer „Revision“. Die Herren Herausgeber haben also offenbar total darauf vergessen, daß genau dasselbe Werk bereits einmal unter dem Titel: „Ein Studienwerk, dem Hochmeister der musikalischen Künste Franz Liszt ehrfürchtig gewidmet von den Verlegern“, bei ihnen erschienen war. Wir machen die Herren Noszavöghy u. Comp. in Budapest hiermit auf diesen fatalen Vopsus aufmerksam. Das Werk an sich zu empfehlen, stehen wir natürlich nicht an. Es hat sich ja bereits bewährt! —

Aus dem Thierleben.

— Hund und Kaze. Ein Leser schreibt uns: Die Gebrüder L. in Berlin halten auf ihrem Grundstück zwei große Jagdhunde, einen Marder und mehrere Kagen. In einer Nacht brach der Marder aus seinem Stalle und erwürgte sechs Junge, welche die Jagdhündin nicht lange vorher geworfen. Auch die darauf folgende Zucht mißglückte; die Hündin fraß ihre Jungen selbst auf. Jetzt fremdete sich eine fünf Wochen alte Kaze an die Hündin an, kroch zu ihr in die Hütte und legte sich zwischen ihre Pfoten nieder. Dabei mußte das kleine Thier wohl die Entdeckung gemacht haben, daß die Hündin noch Nahrung bei sich führte, und bald begann es, an den Warzen zu saugen. Jetzt konnte man jeden Tag ein sonderbares Schauspiel sehen. Die kleine Kaze kroch in alle Ecken, die große Hündin konnte ihr nicht folgen und stand ängstlich schwanzwedelnd umher; kam die Kaze wieder hervor, so beleckte sie das kleine Thier und sprang lustig um dasselbe. Am meisten schien es der Hündin zu gefallen, wenn ihr die Kaze auf den Rücken gesetzt wurde; dann ging sie vorsichtig in ihre Hütte, wo die Kaze sich wieder satt trank. So ging es wohl gegen drei Wochen, ehe die Hunde- und Kazeliebe sich abkühlte. —

Astronomisches.

— Bemerkenswerthe Beobachtungen über das diesjährige Auftreten des sogenannten Laurentiusstromes, des seit mehr als tausend Jahren alljährlich in der ersten Augusthälfte erscheinenden Sternschnuppen-Schwarmes, werden soeben in den „Astronomischen Nachrichten“ von der Utrechter Sternwarte bekannt gemacht. Im Gegensatz zu den Novembermeteooren, die immer nur nach 33 Jahren in großer Menge auftreten, sind die Augustmeteore oder Perseiden, wie sie nach dem Sternbild, aus dem sie herauszuschießen scheinen, auch genannt werden, alljährlich, aber nicht in so ungeheuren Mengen sichtbar. Am zahlreichsten treten die Perseiden in der Tagen vom 10. bis 12. August auf, aber bei der großen Ausdehnung der Meteorwolke treffen auch schon von Ende Juli ab diesem Schwarme angehörige Meteore mit der Erde zusammen. Es ist nun sehr auffällig, wie die Zunahme in der Zahl der Augustmeteore sich in den Utrechter diesjährigen Beobachtungen mit der Annäherung an die Haupttage des Phänomens ausdrückt. Die Beobachtungen begannen am 25. Juli und endigten am 4. August. Am 25. und 27. Juli wurden durchschnittlich stündlich drei dem Schwarme angehörige Meteore beobachtet, am 28. Juli fünf Meteore, am 2. August aber zehn Meteore stündlich, am 3. August acht und am 4. August elf Meteore stündlich. Gleichzeitig wurde auch eine größere Anzahl anderer Schwärme angehöriger Sternschnuppen beobachtet; von 112 beobachteten Sternschnuppen gehörten 56 dem Laurentiusstromen an. Von den letzteren erschienen neun im Glanze der Sterne erster Größe, 19 in der Helligkeit der Sterne zweiter Größe, 18 zeigten den Glanz der Sterne dritter und sechs und vier Perseiden kamen den Sternen vierter und fünfter Größe gleich. Von den helleren Perseiden-Meteoren leuchteten neun in einem

grünen Dichte, und zwei Meteore zogen in einer gekrümmten Bahn einher. —

— Ein neuer Komet. Der „Frankf. Ztg.“ wird geschrieben: Am Abend des 16. Oktober fand auf der Lid-Sternwarte der Astronom Perrine einen neuen Kometen im Sternbilde der Giraffe. Derselbe zeigt einen Kern achter Größe und einen kleinen Schweif. Wenngleich derselbe also auch jetzt dem freien Auge unsichtbar ist, so zeigt doch die nur den helleren Kometen eigenthümliche Schweifbildung an, daß wir dies vielleicht noch erwarten dürfen. Der Komet steht die ganze Nacht an unserem Himmel. Er ist bereits der fünfte, den Perrine, der auf der Berg-Sternwarte des Mount Hamilton als eifriger Kometenjäger in die Fußstapfen seines berühmten Vorgängers Barnard getreten ist, seit zwei Jahren entdeckt hat. —

Meteorologisches.

10. Der höchste Drachenaufstieg für wissenschaftliche Zwecke wurde am 19. September von dem Blue Hill Observatorium bei Boston erzielt. Ein 3 Pfund schwerer, selbständig registrierender Apparat, welcher für die Aufzeichnungen von Luftdruck, Temperatur und Aufstiegeschwindigkeit eingerichtet war, wurde an einer 130 Fuß langen Seile an zwei große Drachen von Kistenform angehängt, die Drachen wurden aufgelassen und der über sechs Kilometer lange Stahldraht, um welchen die Hauptdrachen schwebten, noch durch fünf kleinere Flugdrachen gestützt. Die gesammte Tragfläche der benutzten Drachen betrug etwa 200 Quadratfuß. Die zwei obersten Drachen erreichten eine Höhe von nicht weniger als 10 016 Fuß über dem Meerespiegel, diese Höhe wurde durch Messungen mit Theodoliten von der Erde aus bestimmt und durch die Luftdruckangaben des an den Drachen befestigten meteorologischen Instrumentes bestätigt. Der Aufstieg erfolgte gegen Mittag und erreichte bald nach 4 Uhr die höchste Höhe, das Instrument blieb fünf Stunden lang in der Höhe von mindestens einer englischen Meile über der Erde. Die Dampfsturbe, welche den Stahldraht aufzubehalten hatte, brauchte dazu über zwei Stunden, und es war gegen 7 Uhr, als das Instrument zur Erde zurückkam. Die Aufzeichnungen des letzteren waren sehr interessant. Obgleich der Himmel während des ganzen Versuches klar erschien, war die Feuchtigkeit in den verschiedenen Luftregionen doch bedeutend wechselnd. An dem Erdboden betrug sie etwa 60 pCt., stieg aber in einer Höhe von 4000 Fuß schnell, da in dieser Höhe eine Neigung zur Bildung von Haufenwolken vorherrscht. Dabei fiel die Feuchtigkeit wiederum und stieg nochmals fast bis zur Sättigung der Luft mit Wasserdampf in der Höhe von 7000 Fuß, wo der Drache sich einer zweiten in der Bildung begriffenen Wolkenschicht näherte. Nachdem er diese durchschnitten hatte, fiel die Feuchtigkeit bis unter 20 pCt. Die Temperatur betrug in der größten Höhe etwas über 3 Grad Celsius, während zu gleicher Zeit auf dem Erdboden 17 Grad gemessen wurden.

Technisches.

— Ein künstlicher See. Im Sihlthal, das südlich oberhalb Einsiedeln im schweizerischen Kanton Schwyz seinen Ausgangspunkt hat, wird ein großartiges Wasserwerk geplant, das, wenn es zur Ausführung gelangt, seines Gleichen in Europa nicht haben würde. Das fesselartige Thal hat dort eine Fläche von nahezu 10 Millionen Quadratmeter und ist ringsum von Bergen umschlossen, mit Ausnahme der Stelle, wo die Sihl, die ein oft recht wildes Bergwasser, ihren Durchgang nimmt. Vor Zeiten war hier ein See, bis der Fluß sich hindurch gearbeitet hatte. Nun ist von der bekannten Maschinenfabrik Oerlikon bei Zürich ein Projekt ausgearbeitet worden, das nichts geringeres bezweckt, als die Wiederherstellung jenes Sees, wodurch gewaltige Wasserkräfte gewonnen und nutzbar gemacht werden könnten. Zu diesem Zwecke soll bei der Ausmündung der Sihl aus dem Thale dieses durch ein 20—25 Meter hohes steinernes Wehr abgeperrt werden, damit das Wasser der Sihl gestaut werde und so ein riesiges Reservoir bilde. Das Terrain ist hierzu so günstig, daß es mit Ausnahme dieser Abperrung keiner weiteren künstlichen Anlagen bedarf. Die Länge des Sees würde etwa 8 Kilometer und die Breite 1400 Meter betragen. Die unter Wasser zu sendende Fläche mißt etwa 9 700 000 Quadratmeter und der Wassergehalt 65 Mill. Kubikmeter. Aus diesem künstlichen See soll in erster Linie in der sogenannten Sihlschlucht ein Turbinenwerk von 2000 Pferdekraften betrieben werden, zu dem das Wasser theils durch offene Kanäle, theils durch Stollen geleitet wird. Diese Anlage soll zunächst die Ortschaft Einsiedeln bedienen. Das Hauptwerk aber soll drunten bei Pfäfers an der Züricher See hergestellt werden. Zu den hier anzulegenden Turbinen und Dynamomaschinen wird das Wasser unterirdisch durch den Gchel geleitet mittels eines Stollens von 1230 Meter Länge. Vom Stollenausgang führt aus einem offenen Reservoir eine Druckleitung zu den Turbinen hinunter. Die Druckleitung besteht aus vier neben einander liegenden Rohrsträngen von 2850 Meter Länge und 1,10 Lichtweite. Die Dynamomaschinen sollen einen Nugeffekt von 24 000 Pferdekraften liefern. Selbstverständlich kann eine so enorme Kraft nur dann gehörig ausgenutzt werden, wenn sie in weitere Gegenden geführt wird, nach den Ortschaften am Züricher See, nach Zürich selbst, nach Luzern zc.

Humoristisches.

c. o. Eine Imbriani-Anekdote. Von dem bekannten italienischen Abgeordneten Imbriani, der vor einigen Wochen einen Schlaganfall erlitt, sich jetzt aber auf dem Wege der Besserung befinden soll, erzählt ein Mailänder Blatt folgende Anekdote: Imbriani fuhr eines Tages in einem Koupee erster Klasse mit dem Irrenarzt Prof. Decioni zusammen, der ihn nicht persönlich kannte. Die Beiden kamen ins Gespräch miteinander. Dann plötzlich fragte Imbriani: „Was halten Sie von M. R. Imbriani?“ — „Ein Ehrenmann“, erwiderte Decioni, „aber so verrückt, daß er gefesselt werden müßte!“ — Und was halten Sie von seinem Bruder Victor?“ fragte Imbriani weiter, ohne aus der Fassung zu geraten. — „Ein Ehrenmann, aber ebenfalls total verrückt!“ — „Und wie denken Sie über den Vater der beiden?“ — „O, der, sehen Sie, der war ein Ehrenmann und war nicht verrückt!“ — „Gestatten Sie,“ sagte Imbriani bewegt, „daß ich Sie umarme aus Liebe zu meinem Vater! . . .“ Tableau! —

— Moderne Orthodogie. Neuer Pastor: „Man hat sich über meinen verehrten Vorgänger beklagt, weil er zu orthodox gewesen sein soll. Ich wäre Ihnen daher sehr dankbar, Herr Dekan, wenn Sie mir über die Ansichten meiner Gemeinde in den wichtigsten Glaubenssätzen einige Winke geben würden.“

Dekan: „Es kam allerdings des Oestereu zu Differenzen. Aber so lange Sie für den Freihandel und billiges Bier eintreten, dürften sich kaum Schwierigkeiten ergeben.“ —

(Zu. Bits.)

Vermischtes vom Tage.

k. „Rubitin“ heißt ein neues „Massage- resp. Einreibungs- und Stärkungsmittel für Radfahrer“. Das Wort stammt nicht aus einer fremden Sprache, es bedeutet nichts weiter als — „Reiß es ein“ (Rubitin). —

— Im Forst bei Krossen sahen zwei Förster zwei Wild- diebe, die mit dem Ausweiden eines Rehcs beschäftigt waren. Als die Wilderer auf den Ruf der Förster die Flucht ergriffen, machten die Beamten von ihren Büchsen Gebrauch. Einer der Fliehenden wurde erschossen. — Verordnung Hammerstein! —

— Ein adeliger Gutsbesitzer zu Niedermörnter bei Neve wurde unter dem Verdachte, einer internationalen Falschmünzer-Gesellschaft anzugehören, verhaftet. —

— In der Nacht zum Mittwoch erlitten in Hülz die Ehefrau eines Musikers und ein Kind durch den Dunst der Petroleumlampe. Zwei andere Kinder erholten sich. —

— Bei Niederlahnstein stellten vor ein paar Tagen zwei junge Mädchen in den Rhein gegangen sein. Die ganze Sache beruht auf Erfindung. Ein 13jähriger Bursche hat die Geschichte zusammengeklagen. —

— Auf einem Draht-Walzwerk zu Mühlheim a. N. flog ein großes Seilscheiben-Schwungrad auseinander. Zwei Arbeiter wurden verletzt, der eine schwer. —

y. In Moesbed bei Slanderborg (Nüland) wurde ein 72jähriger Tagelöhner vollständig verlohrt in seinem Bett aufgefunden. Der alte Mann hatte eine Pfeife im Munde geraucht und war eingeschlafen. —

— In Graz zogen Studenten lärmend vor das Haus eines Professors, der abfällige Aeußerungen über eine Sektion des deutsch-österreichischen Alpenvereins gethan hatte. Zwölf Studenten wurden verhaftet, bald aber wieder freigelassen. —

— Algier, 20. Oktober. In Mulkapha wurden sechs Arbeiter unter den Trümmern eines einstürzenden Hauses begraben. Bisher wurde ein einziger, schrecklich verstümmelt, aus den Trümmern hervorgezogen. —

c. e. Nach dem Serpentinanz der Feuertanz. Dieser neue Tanz wird in einem Londoner Theater von der berühmten Loie Fuller getanz. Der Zuschauer glaubt, daß die Tänzerin von Flammen umgeben sei, die bald erlöschen, bald wieder angefaßt werden, bald wieder erlöschen, je nach den Bewegungen der Tänzerin. —

— New-York, 20. Oktober. Bisher sind 951 Erkrankungen am gelben Fieber in New-Orleans vorgekommen, von denen 110 tödtlich endeten. In Mobile sind 23 Todesfälle vorgekommen. —

— Seuche. Eine Krankheit, man glaubt, es sei Pest, breitet sich in einem Distrikt von Jullundur im Pendschab (Ostindien) aus. 23 Todesfälle kamen vor. Man glaubt, die Krankheit sei durch von einer Pilgersfahrt zurückkehrende Hindus eingeschleppt worden. —

— Wirbelsturm. Ein schrecklicher Zyklon verwüstete die zur Gruppe der Philippinen gehörige Insel Leyte und verursachte erhebliche Verluste an Menschenleben. Auch der Sachschaden ist sehr bedeutend. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint Sonntag, den 24. Oktober.